

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 12 (1918)
Heft: 6

Artikel: Von der katholischen Kirche zu Gott
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

flüssig erscheinen lassen; denn das, was geschehen muß, scheint ja schon alles vorhanden zu sein und bedarf nur des weiteren Ausbaues und der weiteren Entwicklung. Das aber ist eine sehr irrige Meinung. Was hilft das alles, wenn daneben der Todfeind des Internationalismus, der Supernationalismus mit seinem schrecklichen Verbündeten, dem Militarismus, bestehen bleibt und auch bestehen bleiben kann? Ja, wenn er nicht nur weiter besteht, sondern, wie die Gegenwart lehrt, immer kühner und mächtiger anschwillt und die Erde in ein Meer von Blut taucht?

Diese Erscheinung, daß mit dem wachsenden Internationalismus die Gegenströmung des selbstsüchtigen Nationalismus statt schwächer zu werden, wie man erwarten sollte, immer breiter, stärker und reißender wird, darf uns doch nicht zu dem Glauben verleiten, daß alle internationale Arbeit fruchtlos ist; wir werden sie bald erklären können und aus dieser Erklärung den Trost schöpfen, daß wir zu keiner Besorgnis Veranlassung haben. Dr. Max Friedrichs.
(Schluß folgt.)

Von der katholischen Kirche zu Gott.

Das Haus meiner Eltern stand nahe bei der alten Dorfkirche, die gemeinsam seit alters Katholiken und Reformierte mit ihrem nüchternen Geläute zum sonntäglichen Gottesdienst rief. Zwischen drin lag der reformierte Kirchhof, im ganzen besser gepflegt und mit schönern Grabsteinen geschmückt als der katholische. Denn der größere und vermöglichere Teil des Dorfes gehörte dem geneuerten Glaubensbekenntnis an, und wir Katholiken waren so in allem, wie man zu sagen pflegt, in der Minderheit.

Neben der Kirche, von meinem Elternhaus gleich gut sichtbar, standen die beiden Pfarrhäuser, linker Hand, von Dorf und Leuten durch die hohe Kirchhofsmauer und einen geheimnisvollen Garten mit Lebhag abgeschlossen, das katholische; rechts an der Straße, im Stile bodenständiger Wohnhäuser gehalten, das reformierte. So verschieden wie die Häuser, waren die beiden Herren Geistlichen, der katholische eher beschaulich, den Büchern und in dämmerig-kühler Stube der Musik ergeben, der reformierte geschäftig-tätig, mit vielen Beziehungen ringsum und mancherlei Verkehr. Leutselig waren sie beide, und wie sie sich selbst in praktischer Duldung persönlich aufs beste vertrugen, achteten und oft zusammenwirkten, so stand jeder auch bei der andern Konfession in Ansehen, und es ergab sich daraus ein leidlicher Zustand unter den Konfessionen.

Jetzt ist es anders. Ins katholische Pfarrhaus ist die neue, scharfe Richtung eingezogen, wie sie in der katholischen Kirche in den letzten Zeiten obenauf gekommen ist. Der alte Pfarrer war noch von jener weisen Mäßigung, wie sie Leo XIII. übte und empfahl. Wer weiß, wenn diese neue Richtung nicht aufgefunden wäre und mich empfänglichen jungen Menschen nicht in ihre mathematisch scharfe Konsequenz mithineingezogen hätte, mir wären die Fragen nach der Berechtigung der Ansprüche, die die Kirche stellt, nie mit solcher Festigkeit gekommen, und ich hätte mich mit dem Ueberlieferten in seinen milderen Formen wie so viele andere abgefunden.

Den Gegensatz von katholisch und reformiert hatte ich zunächst wie so vieles Andere als etwas Gegebenes und Selbstverständliches angetroffen, bis er mir eines Tages bewußt werden sollte. Ich stand am Krankenbette meines Vaters, und das Gespräch, das er mit mir führte, kam, wohl durch meine kindliche Frage veranlaßt, auf diese Dinge. Ich erfuhr, daß früher einmal alles katholisch gewesen sei und es nichts anderes gegeben habe. Das sagte er mit einem wehmütigen Ernst, doch ohne Eifer. Denn bei aller Kirchlichkeit war er doch nicht im geringsten unduldsam, und das Ärgste, was er einem gewissen geistlichen Redaktor nachsagen konnte, war der Vorwurf der Borniertheit. Auch mochte er ab und zu Anwandlungen haben, wo ihm nicht alles so recht in den Kopf wollte. Zudem lebte er mit seinem Nachbarn, dem reformierten Pfarrer und seiner wohlgebildeten, werktätigen Frau in viel zu guter Bekanntschaft, als daß er hätte eng und beschränkt sein können, und als praktischer Mann nahm er die Menschen und Dinge, wie sie nun einmal waren, und verkehrte mit allen, gar nicht nach Maßgabe konfessioneller Erwägungen. Nichts destoweniger machten seine Worte am Krankenbette auf mich fünfjährigen Knaben deutlich den Eindruck, daß dann die Reformierten bitter im Unrecht seien.

Aber ungefähr zur gleichen Zeit sollte auch schon der erste Zweifel von außen her in mir erweckt werden durch einen Angriff auf die Predigt des katholischen Pfarrers, den ich, weil er von älteren Knaben ausging, nicht recht verstehen konnte; der mir aber gerade deswegen und wegen seiner sinnensälligen Derbheit viel zu schaffen machte. Gene Knaben nämlich spotteten, der katholische Pfarrer mache in der Predigt nur immer Wau Wau wie ein großer wilder Bernhardiner und schlage dazu auf die Kanzel wie ein Berrückter, wenn er betrunken sei. Er müsse aber so tun, weil alles verlogen sei, was er sage, und damit man in der Kirche Angst vor ihm habe und sich fürchte ihm nicht zu glauben. Der reformierte aber predige, was wahr sei und was man verstehen und begreifen könne. Ich hatte nichts zu entgegnen; aber es blieb

mir noch lange, und noch jetzt ist es mir, wenn ich daran denke, als sei ich mit Fäusten ins Gesicht geschlagen worden.

Nachhaltiger noch wirkte ein anderes Erlebnis aus unschuldigen Kindertagen; wenn ich es nachfühle, so ist mir so rein ums Herz, daß ich die Worte zu verstehen meine: „Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich.“ Meine Mutter war eine herzengute Frau, ein gläubiges Gemüt. Da lag nun in der Nachbarschaft, in einem alten, verlotterten Bretterhause eine Fabriklerin krank und konnte in ihrer Not bei der ärmlichen Kost nicht wieder zu Kräften kommen. Was man freigebig oder in sozialer Fürsorge tätig nennt, war meine Mutter, die Bauernfrau, nicht. Aber hier, wo's not tat, hat sie im Stillen geholfen, hat oft ein kräftiges Süppli, Fleischbrühe mit Ei, für die arme Fabriklerin gekocht, das Schüsseli dann sorglich zugedeckt und es dann meiner Obhut anvertraut, um es hinzubringen. Da ging ich dann verstohlen hinter der großen Hecke am Pfarrgarten vorbei auf feuchtem Feldwege hin und überbrachte die Gabe mit Tränen der Rührung in den Augen. Nicht über das Elend, wie ich jetzt weiß; dafür fehlte mir noch der Sinn; das eigene Wohltun tat mir wohl; mir wurde wie einem Engel zu Gemüte, und dieses Uebermaß der Empfindung rührte mich so sehr.

Und seltsam spielte dann oft, von allerlei Wunder- und Märtyrergeschichten erregt, die Phantasie mit hinein. Als ich einmal wieder das Armensüppli sorgsam des Weges trug, barg ich es unter meinem Kittel, wie ich es gehört von jenem Knaben in den ersten christlichen Zeiten, der das heilige Sakrament mitten durch die heidnische Stadt zu entlegenen wohnenden Gläubigen zu tragen hatte. Da wurde er entdeckt; man fragte ihn, was er da habe; er will nicht lügen und sagen darf er's auch nicht, schweigt standhaft, birgt sein himmlisches Kleinod noch fester; man bedroht, schlägt ihn, entreißt den Kelch seinen kramphastigen Händen, und standhaft stirbt er. Ich sah mich an Stelle jenes Heldenknaben; ich würde es auch nicht sagen, zeigen, preisgeben, was ich da hatte und tat; ich würde mich auch trotzig und standhaft wehren für mein Heiligstes und Liebstes.

Eine solche Stimmung nährte sich in der Folge vor allem am Religionsunterricht, den uns der Herr Pfarrer schon von früh auf erteilte.

Das war mir von je eine rechte Lust, viel lieber zu Zeiten als selbst die Schule, und über die ging mir doch nichts. Da war alles so faßlich und handlich und die unbegreiflichsten Dinge gingen in der knappen verständlichen Fassung des kleinen und später des großen Katechismus in Kopf und Herz ein. Besondere Freude hatte ich an juristisch-scholastischen Unterscheidungen und Begriffsbestimmungen: zwischen Raub und Diebstahl z. B., oder läßlicher Sünde und Todsünde. Noch mehr als das aber griff mir, als ich mit zwölf Jahren vor der Schwelle der Reisezeit stand, die

Lehre vom allerheiligsten Altarsakrament ans Herz und erfüllte mein empfängliches Gemüt so ganz mit Andacht und Frömmigkeit, daß ich wohl nie mehr so allem Irdischen entrückt gewesen bin. War als ich meinen Heiland in der ersten Kommunion empfangen hatte, lebte ich wochenlang wie ein kleiner Heiliger. Ich las täglich und betete aus einem ledergebundenen Gebetbuch mit seidenfeinem Papier und Goldschnitt und vornehmem Druck, das ich als Geschenk erhalten hatte. Ich stahl mich heimlich hinter ein Scheumentor, in einem verborgenen Winkel hinter Wagen, Pflug und Eggen und betete den Rosenkranz. Einmal entdeckte mich meine Mutter dabei, und als ich ihr voll Scham gestand, weinten wir beide zusammen, und sie sagte: „Gelt, es gibt halt doch nichts schöneres, als wenn man fromm und brav ist. Bleib nur immer so.“ Die gute Seele, wie viel hat sie an mir leiden müssen, daß derselbe Trieb mich in alle Stürme religiöser Kämpfe und zur Abkehr von meinem Kindheitsglauben geführt hat! Wie sie heute noch täglich zu Gott betet, daß ich zurückkehren möge! Vielleicht, ja sicher hat sie mehr gelitten als ich, ganz sicher. Ich habe anders gelitten; ihre Schmerzen waren größer.

Ich weiß nicht, woher es in mir lag; aber die Freude am theologisch-philosophischen Spekulieren ließ mich mit 13 Jahren, vorübergehend allerdings, schon ein kleiner Atheist sein. Es kamen oft Kapuziner aus einem benachbarten Kloster ins Dorf zu predigen. Und sie konnten es manche gewaltig. Ihre Predigten öffneten mir eine neue Welt. Mit den Geistes-Waffen aus der Werkstätte des Aristoteles, geschärft und geschliffen bei Thomas von Aquin, zogen sie gegen den modernen Unglauben los, gegen die gottesleugnerische Naturwissenschaft, vor allem gegen den Astronomen, der mit seinen Röhren den ganzen Himmel abgesucht und erklärt habe, nirgends sei ein Gott zu finden, gegen die Darwin und Hückel, die den Menschen statt aus Gottes Hand aus der Zeugung eines Affen mit einer Affin hervorgehen ließen, gegen die Philosophen, die sagten, nicht nach seinem Ebenbilde habe Gott die Menschen, sondern der Mensch Gott erschaffen, und alle die handgreiflichen Beweise für Gottes Dasein zu widerlegen sich herausnahmen, nur um nicht glauben zu müssen: non serviam — und dabei klopften sie mit heiligem Zorne auf die Kanzel — wie schon der oberste der gefallenen Engel, Luzifer, gesagt.

Alle diese Dinge machte ich mir nun eine lange Zeit ebenso zu eigen, verdichtete sie, gab ihnen Wirklichkeit, traute meinen Sinnen und höhnte im stillen in einem sonnigen Winkel der Kirchhofmauer über die Einfalt, zwischen Himmel und Erde überall fein verstreut, einen Geist anzunehmen. Denn was mir an den überlieferten Gottesvorstellungen von je am meisten zu schaffen gemacht hatte, war seine Allgegenwart zusammen mit dem rein geistigen Wesen. War es mir gelungen, die Anschauung des reinen

Geistes schließlich bis zu einem gelblichen Schimmer zu verdünnen, ähnlich den Farbflecken, die bei geschlossenen Augen entstehen, so war dieser gelbliche Fleck, in dessen Mitte unbestimmt ein rötlicher Schimmer wie eine Glipse sich abhob, bestimmt an einem Orte am Himmelsgewölbe über mir lokalisiert; ich weiß die Stelle heute noch und sie wird mir immer bleiben, und aus den Tiefen der Erlebnisse steigt sie mir mit stets derselben Schärfe und Deutlichkeit vor's Auge, auch wenn ich an nichts derartiges denke. Dann aber wußte ich mit der Allgegenwart nichts anzufangen, die mir am ehesten noch wie Lufthauch erfassbar war. Wenn ich mir aber Gott als an einem Tisch oder Stein oder gar am menschlichen Körper und seinen Teilen allgegenwärtig vorzustellen mich zwang, so löste sich alles wieder auf vor dieser Unmöglichkeit, und ich ließ es auf sich beruhen.

Aber auch die Freigeisterei ging vorüber, umso eher wohl, als ich doch täglich mit Gott und seinem Dienste nicht bloß passiv, sondern tätig als Ministrant zu tun hatte. Schon früh, ich konnte kaum recht lesen, hatte ich mit einem gleichaltrigen Knaben die lateinischen Gebete auswendig zu lernen, die der Altardiener abwechselungsweise mit dem Priester bei der Messe spricht, *introite ad altare dei, ad deum, qui laetificat inventum meam; confiteor* und so weiter. Hernach lernte ich alle die Handreichungen beim heiligen Opfer, das Meßbuch schieklich fassen und von der einen Seite des Altars auf die andere hinübertragen, namentlich aber Wein und Wasser im Kelche richtig mischen, über die der Priester dann die Worte sprach, daß sie zum Blute unseres Herrn und Heiland würden.

Das tat man handwerksmäßig, ohne sich sonderlich viel dabei zu denken oder gar Ehrfurcht vor dem Geheimnisse zu empfinden. Wie auch wäre das möglich gewesen? Ob der Priester immer mit ganzer Seele dabei war? Ich kann es nicht wissen, und habe mir auch selten meine Gedanken darüber gemacht. Höchstens an Ostern, wenn die Leute sich in Massen zur Kommunion drängten, und der Geistliche mit möglichster Beschleunigung einem nach dem andern die Hostie in den Mund legte und fortwährend jedesmal die Worte *litaneiete: corpus domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam, amen*, so erregte das oft meinen heftigen Unwillen. Ich mochte es empfinden, daß da Heiliges wie ein Gewerbe getrieben wurde.

Daß wir bei diesem täglichen Umgang mit den Zeremonien auch zu allerhand Unfug aufgelegt waren, entschuldigt sich wohl von selbst. Am meisten Spaß machte es uns Landbuben, an hohen Festtagen die größten und dicksten Weihrauchkörner in Menge in die scharf entfachte Kohlenglut des Rauchfassens zu legen, um die ganze Kirche in einen dichten Qualm zu legen, der nach unserm geheimen Schwur dem Rauch von unsern herbstlichen Hütefeuern

nichts nachgeben sollte. Weihrauch umnebelt die Sinne der Andächtigen; er steigt vor allem in die Nase, und die Erregung des Geruchsinnes durch diesen fremdländischen, wunderbaren Duft erzeugt mindestens so viel weihervolle Stimmung wie Gesang, Orgel und alle dekorative Pracht.

Hier aber muß ich eines Festes gedenken, bei dem auch Weihrauch in Menge aufsteigt, aber draußen in die freie herbstliche Natur und sich dort mit dem wehmütigen Goldnebelduft des ersten Novembernachmittags in eins verbindet, ein Symbol, wie alles Irdische zergeht und aufgeht ins übersinnliche Himmlische. Schön, schön, über alle Maßen schön ist dieses Totenfest Allerheiligen; es ist das menschlichste von allen Festen, die die Kirche feiert, und ich bin sicher, weder das in terra pax hominibus bonae voluntatis an Weihnachten, noch das resurrexit und halleluja an Ostern, noch das tantum ergo sacramentum am hochheiligen Fronleichnamsfest haben so sehr alle, auch die Gefühllosen und Hartherzigen, in ihren Bann gezwungen wie das dumpfe, immer wiederholte requiescant in pace und das requiem aeternam dona eis, domine an Allerheiligen. Die Toten, sie leben wieder auf, und den Lebenden schnürt es die Kehle zu, wenn sie ihrer gedenken. Da habe ich Männer weinen sehen wie Kinder am Grabe, und wenn einmal, spürten sie da das Walten der Ewigkeit, waren ihm ergeben und fromm, Selige jenes andern Reiches, das nicht von dieser Welt ist. — Und jetzt noch, wo ich nicht mehr glaube, wie die Kirche befiehlt, gehe ich ein Einsamer, Fremder auf den Friedhof, wo die liegen, aus deren Leben ich bin. Wohl weiß ich dann, daß ich anders denke als die, die um mich Kerzen brennen. Aber vor dem einen übermächtigen Gefühl an den Gräbern der Verstorbenen, vom Zusammenhange alles Seins und Lebens gelten Unterschiede wie nichts. Was sind wir Menschen alle vor dem Ewigen, wenn wir uns ihm nahe fühlen? Gotteskinder, die einen wie die andern!

Aber ich täte doch Unrecht, wollte ich nicht auch sagen, wie viel Kleinliche menschliche Ichsucht ich von diesem Feste in Erinnerung habe. An Allerheiligen beten die Katholiken für das Seelenheil der Abgestorbenen, ihre Erlösung aus dem Fegfeuer. Es ist natürlich und menschlich, daß ein jeder an den Gräbern seiner Angehörigen und eben nur für diese betet. Der Geistliche dagegen geht mit seinen Ministranten durch alle Gräberreihen und stellt so die für alle gleichbedachte Kirche dar. Da ich in amtlicher Funktion mit ihm zu gehen hatte, kam meine schwache Fürbitte-tätigkeit infolgedessen der Gesamtheit zu gute und wurde den engern Familieninteressen entzogen. Ich erinnere mich noch, wie ich dafür einmal von einer bigotten Verwandten hart angelassen wurde. So undankbar sei ich, und sie könne sich jetzt schon denken, wie viel sie von mir in ihrem Jenseits einmal zu erwarten habe. Kann

der Egoismus verächtlicher sein als hier, wo er glaubt, so von Gott profitieren zu können?

Aber ich muß gestehen, daß ich in meiner knabenhaften Beschränktheit nicht viel weniger egoistisch war, wenn ich über den Gräberreihen, wo meine Verwandten und Großeltern lagen, das Rauchfaß kräftiger schwang und den Weihwasserwedel tiefer und jedesmal frisch eintauchte, bevor ich ihn dem Pfarrer reichte zur Besprengung und Segnung dieser Gräber! Wie viel Materialismus steckt doch in der katholischen Religionsübung, und wie viele halten sich hauptsächlich daran!

Ein Erlebnis aber schloß meine Jugendzeit ab, das durch den Zwiespalt, in den es mich brachte, zugleich über sich selbst hinaus und auf kommende Wirren hinwies. Da fand im Dorfe eine sogenannte Mission statt, die acht Tage dauerte. Es war dabei auf eine religiöse Erneuerung der ganzen Gemeinde abgesehen, die mit dem Aufwand von außerordentlichen Mitteln durchgeführt werden und den fruchtbaren Grund für eine erspriessliche Frömmigkeit auf eine ganze Generation hinaus legen sollte. Drei berühmte Kapuziner, deren Auftreten überall den größten Eindruck hinterlassen hatte, waren bestellt, dies Wunder der Erneuerung zu wirken. Es waren aber auch ehrenwürdige Gestalten, mit hoher kahler Stirn und wehenden Bärten; mit ihrer schmucklosen braunen Kutte und dem weißlichen Strick als Gürtel, dem durchgeistigten Antlitz erschienen sie wie Erscheinungen aus einem andern Reiche, das den Wert der Dinge und Menschen nicht nach dem Golde mißt. Die Armut, in der sie lebten, zusammen mit ihrem innern geistigen Reichtum, ihre allen Augen sichtbare Uebereinstimmung zwischen Leben und Lehre war, wie zu allen Zeiten, eine höhere Macht, die nicht anders als wirken konnten. Sie war es, die allem, was sie sagten, verlangten, drohten, ihrem gewaltigen Kanzelwort und dem eindringlichen Zuspruch im Beichtstuhle, die menschlich überzeugende Kraft gab. Dazu kam ihre gemeine leutselige Freundlichkeit im Verkehr und der Ruf der Mildthätigkeit ihres Klosters. Den Ortspfarrer dagegen hatte man doch zu oft in die kleinen Sorgen und Interessen des Alltags verwickelt gesehen, wußte von ihm, daß er, wenn auch in Würden, ein fröhlicher Genießer alles Guten war, sah ihn im kühlen Schatten sitzen, wenn die andern im Sonnenbrande sich mühten und erhitzten. —

So lief ihnen denn auch alles zu. Täglich hatten sie die Kirche voll andächtiger Zuhörer; ihre Beichtstühle waren umlagert früh am Morgen und bis spät in die Nacht hinein, und viele waren, die zwischen hinein sie in ihrer Behausung aufsuchten, ihnen uralte geheime Leiden und Sorgen entdeckten und Rat, Hilfe, Trost und Heilung fanden.

Ich als Ministrant war täglich und fast stündlich um sie, beständig in der Bruthize konzentriertesten religiösen Lebens und

war dabei ein allezeit aufmerksamer Hörer und Beobachter. Wir ließen unsere Späße in der Sakristei und hielten uns nun ebenso andächtig um den Prediger, der mit gewichtigem Ernste alles Besondere wiederholte und registrierte, wie wir vorher mit unserm Allotria in ihm den Mittelpunkt des Wiges und der Travestie gefunden hatten. Ihren Höhepunkt aber erreichte die Mission am letzten Abend. In der nächtlichen, von großen Lampen halbhell erleuchteten Kirche drängten sich in Bänken, Gängen und den Vorräumen des Chores knieende, betende Menschen; in rhythmischen Wellen wie brandendes Gewoge gingen die Wechselgebete und Litanenien durch den magischen Raum. Vorn aber, ich mit dabei, standen vor dem Hochaltar die drei Missionare, der Pfarrer und viele andere Geistliche in abgestuften Würden und Gewandungen; Kerzen brannten; die Weihrauchfässer dampften, lateinische Gebete, halb gesprochen, halb gesungen wechselten zwischen ihnen hin und her. In meinem roten Chorrock und dem reichgestickten weißen Chorhemde, hingerrissen von allem, was auf mich eindrang, fühlte ich mich in meinem frühreifen Geiste fast wie einer von ihnen. Das schien mir das wahre Leben, das höhere Dasein, die Vorstufe des Himmelsreichs und der Seligkeit zu sein: Ein Wirken wie diese im geistlichen Beruf. Und als der Gewaltigste von den dreien zur letzten Ansprache, zum letzten Gebete anhob, uns segnete, und feierlich dem Seelsorger seine Gemeinde wieder zur Leitung und Führung zurückgab, da war es bei mir entschieden. Ich kam nach Hause, glühend, fiebernd, in meinem ganzen kleinen seelischen Wesen erschüttert. Nichts stand mehr fest als der Himmel; ich barg mich im Bett, vergrub mich unter Decken und Kissen, schluchzte, weinte. Es war alles so schön gewesen, und ich war daran, das Gelübde zu tun, drei Finger auszustrecken und für immer mich Gott und dem geistlichen Berufe zu geloben.

Aber ich besann mich, daß ich nachher nicht mehr zurück könnte, es halten mußte, auch wenn die Reue käme, wenn — und vor meinen Augen standen Häuser, Menschen, das Mädchen, das ich gern hatte und begehrte. Die drei Finger streckten sich nicht aus; ich habe das Gelübde nicht getan. Ich schlief dann wohl bald ein, und machte mir am anderen Morgen keine weiteren Gedanken mehr. Ob ich gebunden gewesen wäre durch das Gelübde? Ich weiß nur, daß jesuitische Kasuistik hundert Wenn und Aber dafür und dagegen zur Hand gehabt hätte, um mich damit darnach für gebunden oder frei zu erklären. Froh war ich einenweg, mir diesen Handel erspart zu haben.

Denn in der Folge mußte ich immer mehr zum deutlichen Bewußtsein kommen, welche Macht die Kirche zu sein beanspruchte. Bisher war mir doch alles als Religionsübung erschienen; wenn auch das Allermeiste nur durch Vermittlung der Kirche geschah, so war doch sie selbst mit Papst und Bischöfen und ihrer ganzen

irdischen Herrlichkeit mir ein fernes, unbestimmtes Ding. Jetzt aber, seit ich mit fünfzehn Jahren aus meiner dörflichen Abgeschlossenheit an ein Gymnasium gekommen war, lenkte der höhere Religionsunterricht die Aufmerksamkeit auf die Kirche, die alleinseligmachende, unfehlbare, der von Gott durch seinen Sohn alle Macht zu binden und zu lösen gegeben war. Im Mittelpunkt der ganzen Darstellung stand das Papsttum. Dafür wurde ein umständliches, systematisches und lückenloses Beweisverfahren angetreten, das nicht verfehlte, mich völlig zu überzeugen. Und dieses neue Gefühl, überzeugt zu sein, mit Bewußtsein und aus Einsicht zu sagen: „Ich glaube“, gab mir nach innen und außen eine starre felsenmäßige Sicherheit. Die beste Gewißheit des Glaubens aber sah ich in der Unfehlbarkeit des Papstes. Alle andern Streitfragen mochten für michfüglich auf sich beruhen; es hatte gar keinen Wert mehr, sich irgendwie mit ihnen zu befassen; es war ja alles entschieden, geordnet, wenn eine unfehlbare Kirche so und so lehrte. So stand für mich das ganze Gebäude auf der Spitze; aber es stand. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich mit sechzehn Jahren unter Meinesgleichen den Satz ins Gespräch warf: „Was wollt ihr auch lange; es läuft doch alles auf die Unfehlbarkeit des Papstes hinaus.“

Daß bei dieser Konzentration auf das Unfehlbarkeitsdogma in den nächsten Jahren sich nicht viel wirklich religiöses Leben erzeugte, läßt sich begreifen. Ich lebte, wie man so lebt, ging zur Kirche ohne sonderlich andächtig zu sein, sündigte, ohne mir groß ein Gewissen zu machen. Die Schule füllte meinen Kopf; das Herz ließ sie leer. Ich denke mit Beschämung an meine Gymnasialzeit zurück, wie viel Gefühllosigkeit, Seelenlosigkeit bei uns älteren Schülern einer humanistischen Bildungsanstalt vorhanden war, und wie derb diese innere Unkultur sich zeigte. Philologie und Naturwissenschaft allein bilden eben den jungen Menschen nicht, auch ein Geschichtsunterricht nicht, der bloß auf nationale Erziehung hinausläuft und ein Deutschunterricht nicht, der nur literarisch-ästhetische Anregungen gibt. Das menschlich Bedeutsame an großen Ereignissen und Persönlichkeiten ist uns selten recht zu Gemüte geführt worden, und doch ist's nur dieses allein, warum es sich letzten Endes überhaupt lohnt, mit wissenschaftlichen und künstlerischen Gegenständen sich zu beschäftigen.

Es gab Ausnahmen; von ihnen eine war der Lehrer für Zoologie, Darwinist durch und durch, ein Mensch, dem es über alle Tatsachen weg um Denken und Weltanschauung zu tun war. Ob er Materialist war, weiß ich nicht; er brauchte einen Schöpfer und geistigen Gott nicht zu leugnen und demonstrierte vor unserm jugendlich=staunenden Geiste Deszendenztheorie und biogenetisches Grundgesetz. Und kamen wir nahe an die Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit, an die Frage nach dem Ursprung und Wesen des Lebens, dann sprach er resigniert von der Unmöglichkeit, das

Entstehen von Leben aus Leblosem nachzuweisen, und zitierte Du-Bois-Reymond und sein *ignoramus ignorabimus*.

Ich war auch da gar bald und gern überzeugt, und wenn er uns auch ausdrücklich eingeschärft hatte, daß die Zwischenglieder zwischen Tier und Mensch trotz Häckel nur höchst lückenhaft und nicht beweiskräftig genug vorhanden seien, so waren wir mit ihm der Ansicht, daß dieses Fehlen einfach Zufall sei und ebenso zufällig durch Funde beseitigt werden könne, und daß es jedenfalls nichts beweise gegen die Richtigkeit eines Gedankens, der überall sonst sich darlegen ließ. Konsequenterweise aber konnte die Natur nicht der menschlichen Eitelkeit zuliebe einen ungeheuren Sprung gemacht haben. Auch über den riesigen Unterschied in den geistigen Fähigkeiten tröstete uns der Gedanke hinweg, daß nur zufällig das Tatsachenmaterial fehle.

So war ich denn mit meinen siebzehn, achtzehn Jahren von den beiden Dingen, der päpstlichen Unfehlbarkeit und der Abstammung des Menschen aus dem Tierreich gleicherweise überzeugt; jedes schien mir bewiesen und einwandfrei folgerichtig zu sein. Daß die beiden sich nicht miteinander vertrugen, beschäftigte mich damals noch nicht. Wenn sie die kritische Tätigkeit des Denkens auch gelegentlich gegen einander hielt, so ging das bald wieder vorüber, und ich redete mir wohl ein, es komme ja praktisch nicht so viel auf die Geschichte von Adam und Eva an; daß die beiden aus Lehm seien, lasse sich wohl auch darwinistisch interpretieren.

Der Sache nach wäre nun auch der mathematische Unterricht im Stande gewesen, solche Widersprüche zu erzeugen, als er sich in der obersten Klasse zur sphärischen Trigonometrie erhob und mit einer lichtvollen Darstellung des koperikanischen Weltsystems endete. Aber es konnte mich im Gegenteil mit Genugtuung erfüllen, zu hören, daß die katholische Kirche sich in kluger Erkenntnis der Dinge raschestens mit dieser neuen Lehre befreundete, während die protestantische Geistlichkeit in starrem Festhalten an gewissen Bibelstellen sich dagegen sträubte und sperrte. Erst später ging es mir auf, daß auch meine Kirche damit ein bisheriges Dogma geräuschlos verabschiedete, und daß sich so etwas, wie klug es sein mochte, mit Unfehlbarkeit nicht vertrug. Eine Bestätigung dafür fand ich später bei Augustin, die Annahme von Antipoden und unbekanntem Menschenrassen sei *nimis absurdum*.

Indessen halfen weder das Unfehlbarkeitsdogma noch die Deszendenztheorie über die Tatsache hinweg, daß ich ein sündiger Mensch war. Ich machte mir auf lange Strecken überhaupt keine Gedanken darüber, und es fehlte auch fast gänzlich an ernsthaften Versuchen, anders und besser zu werden. Ich könnte auch nicht sagen, der Geist sei willig gewesen; ich huldigte vielmehr mit andern zusammen einer modernen Kraft- und Auslebemoral, die genöthigt war, was ihr zugänglich war. So wie wir gesinnt waren, hinderte uns

wirklich nur die Abgeschiedenheit des kleinen Landstädtchens, uns ihr gänzlich hinzuworfen. Nur ab und zu, wenn verbummelte Studenten als „alte Häuser“ in das „elende Nest“ zurückkamen, erfaßte mich ein gesunder Ekel vor dem ganzen Treiben. Auch Besuche im Spital brachten mich zu kurzdauernder Besinnung; die Lektüre von Hiltys „Glück“, dem ersten Buche, das mich über den ordinären Schulkrampf hinaushob, gab mir zeitweise einen Halt, und mächtigste Anregung ging von Förster aus, den ich zu sehen und zu hören einigemale Gelegenheit hatte. Ihm verdanke ich, mehr noch als später Chamberlain, das lebendige Bewußtsein von dem, was Kultur und dem, was bloß Zivilisation ist, und die Erkenntnis, wie viel bei diesem Unterschiede auf das sittliche Leben des Menschen ankommt. Jedoch, solche Einwirkungen blieben Ausnahmen, und wenn ich auch weder ein epikurischer Schlemmer noch ein Gewalttäter war, so tat ich doch nur zu oft, was ich nicht sollte und unterließ, was ich sollte.

Da trat denn doch wieder die Kirche als Heilsanstalt helfend zur Seite, forderte die Beichte und führte so zur stärksten Selbstbesinnung, zur Reue, Vergebung, Buße und guten Vorsätzen. Ich ging, als ich die Freiheit hatte, nicht allzu oft und selten innerlich getrieben. Aber wenn der Anlaß einmal da war, gab ich mich ganz hin und spürte nachher tatsächlich wohltuende Befreiung und Erleichterung.

Viel Unruhe schaffte mir in diesen Jahren die zur Entscheidung drängende Berufswahl. In diesen Nöten faßte ich einmal den Entschluß, nach Maria-Einsiedeln zu gehen und dort bei der Gnadenmutter Hilfe und Beistand zu finden für mein äußeres und inneres Leben. Denn immer stärker waren meine Entschließungen von religiös-kirchlichen Erwägungen bestimmt. Der Wallfahrtsort kam mir bekannt vor; denn als kleinen Knaben hatte mich die Mutter einmal mit hingenommen. Aber ich fühlte mich fremd in dieser seltsamen Umgebung. Ich spürte, witterte etwas Widriges; ich wußte damals nicht, was es war, heute dagegen wohl: Nicht bloß die marktchreierisch-geschäftsmäßige Aufmachung, die jeden guten Geschmackes entbehrte, der Geschäftskatholizismus, wie er sich breit machte; es war vielmehr die dem Ganzen zu Grunde liegende Auffassung von Religion, das meinem gesunden Instinkt widersprach. Wenn ich schon damals eine tiefinnerliche Verehrung für die Gottesmutter Maria hatte, daß sie an einem Orte ganz besonders wirke, schien sich mir mit ihrer Hoheit nicht zu vertragen. Die Abneigung gegen solche südländisch-heidnische Reste muß tief in mir gesteckt haben. Ich erinnere mich, wie ich als kleiner trotziger Knirps die Geschichten von der Mutter Gottes in Lourdes einfach nicht annehmen wollte. So tief steckt der Abwille gegen eine solche Lokalisierung religiöser Inhalte in mir drin, daß ich behaupten darf: Nichts wird wie dieser Instinkt

im Stande sein zu verhindern, daß ich je wieder zu einer Kirche zurückkehre, die derartiges lehrt und übt. Dafür danke ich meiner gesunden Natur!

Von all den Aeußerlichkeiten aber, mit denen die katholische Kirche auf die Menschen wirkt, ist mir eine in besonders liebevoller Erinnerung geblieben. Die Kirchenmusik. Künstlerisch sie zu würdigen bin ich nicht im Stande. Aber alles, was an Kräften des Gemütes in mir war, hat sie gelöst, erwärmt und so mein ganzes Wesen von ihnen durchdringen lassen. Es kam mir zu statten, daß ich Latein konnte und mir so das Gesungene auch seinem Sinn nach tief einging. Dergestalt kam es vor, daß ich an gewissen Sonntagen in Stimmungen geradezu schwelgte. Noch spät, als ich schon mit den ernstesten Zweifeln kämpfte, riß die Gewalt solcher Stimmungen mich aus allen Verstrickungen heraus und hin zum wehevollen Glauben.

Daß die Menge der Gläubigen dabei leer ausging, konnte mich wenig kümmern. Ich hatte zwar oft den Einfall, die Kirche würde sich wenig vergeben, und ihre Gläubigen könnten für ihr religiöses Leben nur gewinnen durch die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst. Ja oftmals steigerte sich dieser Gedanke zu reformatorischer Empörung, wenn ich bedachte, was die Kirche hier über die Köpfe des Volkes weg für ein Spiel zu ihrer eigenen Verherrlichung spielte. Aber die Gründe für das unbedingte Festhalten an der lateinischen Kirchensprache waren mir zu wohl bekannt, und paßten mir auf die Dauer zu wohl in das ganze römische Machtssystem hinein, als daß an ihnen solche vorübergehende Wallungen des deutschen Gemütes nicht hätten abprallen sollen.

Denn in eben diesen Zeiten mußte ich ernsthaft in Erwägung ziehen, wie diese geschlossene Macht meinen eigenen Plänen förderlich sein könnte. Ich wollte Jurist werden; aber nicht der Anwalt lockte mich; es war der Parteiführer, der in meinen Augen der Juristerei die kirchlich-religiöse Weihe gab. Wie einst als Knabe mit dem Armensüppli wollte ich jetzt ein Kämpfer sein für die gute Sache. Katholikentage nährten diese Pläne. Ich sah die weltlichen und geistlichen Führer der katholischen Massen hier laut ihren Glauben, ihre Kirche, ihre Partei bekennen und sich von diesem Gesichtspunkte aus über wichtige Tagesfragen aussprechen. Es schien mir ein erstrebenswertes und ideales Ziel, es ihnen gleich zu tun, die Sache zu fördern und selber solche Ehre zu gewinnen. Denn das muß man der katholischen Welt lassen: Sie versteht es, ihre Männer zu feiern. Auch darin ist System und Zweckmäßigkeit. Dieselbe Geistesverfassung, die Heilige erklären und verehren heißt, rühmt und verherrlicht auch die Größen des Tages in Politik und im gesamten katholischen Leben, jeden an seinem Orte und für bestimmte Kreise; so werden sie Träger eines hohen Ansehens

und einer starken Autorität, und ihrerseits fügen sie sich wieder der Autorität der hohen und niedern Geistlichkeit und damit der Kirche.

Ich darf aber wohl sagen, daß es mir dabei weniger um meine Person, als um die gute Sache zu tun war, wenn ich diesen Dingen in meinen Zukunftsplänen nachhing. Einst hörte ich einen freisinnigen Redner sagen: „Wohl wird auch in Zukunft der Kampf der Geister nicht aufhören,“ und machte mir dazu das Gelöbniß: „In diesem Kampfe will ich nach meinen Kräften einstehe für meine Ueberzeugung, die heilige katholische Kirche.“ Betrachte ich die Sache von heute aus, so bin ich mir wohl bewußt, wie aus einer solchen Gesinnung der Kraft und der Wille geworden ist, für eine Ueberzeugung überhaupt einzutreten, sie in die Tat nach außen hin umzusetzen ohne Menschenfurcht, dieser innern Stimme mehr zu gehorchen als den Konventionen der Menschen, der Mut erwachsen ist, in Uebereinstimmung mit mir selbst zu handeln.

Darnach entschieden sich indessen auch die Entschließungen für den künftigen Beruf, ohne irgendwelche religiös-kirchlichen Erwägungen. Sie traten völlig zurück hinter Anlage und Charakter. Aber eben dieses Freiwalten meines eigenen Wesens dort, wo es ums Letzte ging, sollte mir neue ernsthafte Kämpfe bringen, die mich unter vielen Leiden von der Kirche loslösten und auf eigene Füße stellten. — Auf der Universität hat es sich in wenigen Semestern entschieden und bleibt es. Was ich dabei erfahren, sollen jene Zeiten selbst sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Politik.¹⁾

3. Deutschland und die Entente.

Wir wollen sofort zum Lebendigen kommen, unserer Stellung zu Deutschland und der Entente. Hier flammt ja die Leidenschaft hoch auf; hier scheiden sich am schroffsten die Wege; hier zerreißen alte Freundschaften, ja sogar Bande des Blutes.

Wir sind von Anfang an nicht für Deutschland d. h. die von seiner Regierung und seinen leitenden Kreisen vertretene Sache gewesen. Während wir aber am Anfang mit einer ausgesprochenen Stellungnahme mehr zurückhielten und uns auf den Kampf gegen Prinzipien, besonders den gegen den religiösen Militarismus, beschränkten, sind wir im Verlaufe des Krieges von außen und innen

¹⁾ Vergleiche das Maiheft.